

Nr. 113 Bromberg, den 8. November 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von Karl-August von Laffert.

(5. Fortsetzung.)

12.

Am späten Nachmittag trafen zwei Autos von Saratu her vor dem Bohrturm der anglo-rumänischen Kompagnie ein. Dem ersten Wagen entstiegen die Fürstin, Sanders und Stefanescu, die Prinzessin und Stratoff dem zweiten. Jargo und Nagel empfingen sie.

Der erstere berichtete:

Die Bohrung war bis auf 500 Meter Tiefe fortgesetzt. Das Bohrloch blieb auch ohne Verrohrung intakt. Bei den letzten fünf Metern hatte sich eine Komplikation ergeben. Durch Ausstoßen auf einen besonders harten Felsen, anscheinend versprengtes Urgestein, lösten sich einige Diamanten der Krone los, die sie beim Weiterbohren gefährdet hatten. Der Versuch, mit einer Wachsbüchse die Splitter zu fangen, blieb erfolglos. Auf Anraten des Ingenieurs Nagel brachte man eine Quecksilberschicht in das Bohrloch, auf deren Oberfläche die losgelösten Diamanten und einige Metallsplitter schwammen, so daß man sie nach längerer Bemühung abzufangen vermochte.

Die hierdurch eingetretene Verzögerung war so groß, daß man die Arbeit noch nicht völlig beendet hatte. Die Sprengladung, zehn Kilogramm Pikrinsäure, war gelegt und verdämmt. Es mußte nur noch der Rest des Gestänges gehoben werden.

Stefanescu sprach sich anerkennend aus. Dann machte er den Damen die nötigen Erklärungen, da sie nicht begreifen konnten, daß man in einer so ungeheuren Tiefe einerseits die winzigen Diamantsplitter zu fangen vermochte, andererseits eine schwere Sprengladung an die richtige Stelle brachte.

Jetzt begaben sich alle in das Innere des Turmes und schauten zu, wie das fast 500 Meter lange Gestänge Stück für Stück aus dem Schlunde der Erde gehoben und oben abgeschraubt wurde.

Sanders allein blieb draußen und ließ seine Rute an verschiedenen Stellen spielen. Mehrfach überprüfte er die Tiefe der petroleumführenden Spalte und versuchte sich Klarheit über den Druck des Öllagers zu verschaffen. Schließlich schien er befriedigt.

Als das letzte Stück des Gestänges gehoben war, ging man an den Abbau der Bohrmaschine.

„Kann die Explosion uns gefährlich werden?" fragte die Prinzessin.

„Von der Sprengung in der großen Tiefe von fünfhundert Metern werden wir hier oben kaum etwas verspüren," erklärte Stefanescu. „Wir entfernen aber die Maschinen, weil ihre Tätigkeit beendet ist. Falls der erhoffte Ölausbruch erfolgt, legen wir dann sofort eine Rohrleitung an das Bohrloch, die das Petroleum zum nächsten Tank überführt."

„Falls die Ölspalte kräftig anschlagen wird, rechne ich mit einer starken Eruption," sagte Sanders. „Da der Wind von Westen weht, rate ich, das in der Windrichtung liegende Motorenhaus ebenfalls abzubauen."

„Das würde einen derartigen Aufenthalt verursachen, daß wir heute nicht mehr sprengen können," warf Jorga ein.

„Und wir wären vergebens hergekommen," rief Linda bedauernd.

„Vielleicht ist diese übertriebene Vorsicht unnötig," meinte Stefanescu.

„Wenn Sie eventuell Ihren Motor opfern wollen, dann lassen Sie es," sagte Sanders ruhig.

„Ich vermag nicht die geringste Gefahr zu erblicken," erklärte Jorga. „Ich habe gewiß schon mehr Sprengungen geleitet als mein verehrter Herr Kollege." Er verneigte sich etwas spöttisch vor Sanders.

„Als Laie beuge ich mich natürlich dem Sachverständigen," erklärte der Deutsche.

Nach einiger Zeit meldete Nagel, daß die Maschinen abmontiert seien.

„Dann also los," rief Stefanescu.

Jorga gab Nagel einen Wink. Dieser bat die Zuschauer, sich auf einen etwa hundert Meter entfernten Hügel zu begeben, wo sich auch der Kasten mit der Akkumulatorenbatterie befand, dessen Strom die Ladung entzünden sollte.

Jetzt packte alle eine gewisse Erregung. Die Herren verstummten, während die Damen mit geröteten Gesichtern rasche und lebhafte Fragen stellten.

Der Standpunkt auf dem kleinen Hügel befand sich fast in der Höhe der Spitze des Bohrturms. Nagel stand am Kasten des Akkumulators, dessen Deckel er geöffnet hatte. Walter, der Bohrmeister, blieb mit zwölf rumänischen Arbeitern dem Turm um etwa vierzig Schritte näher. Die Tankleitung nach dem nächsten Reservoir war bereits gelegt. Die noch einzuschaltenden Rohrstücke befanden sich in nächster Nähe der Arbeitskolonne.

„Wollen Sie die Ladung entzünden?" fragte Stefanescu die Fürstin.

„Sie rauchen hier?" fragte Sanders befremdet, als er sah, wie Jorga sich in nervöser Unruhe eine Zigarette anzündete.

„Warum nicht?" fragte der Rumäne. „Eine glimmende Zigarette vermag das Öl nicht zur Entzündung zu bringen, und ein Streichholz werde ich nach dem Ausbruch des Petroleums nicht mehr anstecken."

Sanders zuckte mit den Achseln. Mindestens erschien ihm das schlechte Beispiel für die Arbeiter nicht angebracht.

Linda hatte sich von Nagel zeigen lassen, auf welche Weise die Explosion herbeigeführt werden mußte. Jetzt hielt sie den Schalthebel in der Hand, der den Strom durch das Kabel bis zur unterirdischen Ladung jagen sollte.

„Achtung!" rief Stefanescu.

Die Prinzessin hielt sich für alle Fälle die Ohren zu.

„Los!"

Sanders sah nach der Uhr. Linda legte den Hebel herum.

Leicht erzitterte der Boden wie unter den Erschütterungen eines schweren Lastwagens, der auf einer Pflasterstraße dahinfährt. Gleich darauf wurde ein Brausen im Bohrturm hörbar.

„Ausströmende Explosionsgase", erklärte Stefanescu mit vor Erregung heiserer Stimme.

Das Brausen wurde schwächer. Sanders ließ seine Rute spielen.

„Das Öl kommt!" rief er lebhaft. Er ließ die Rute sinken und blickte nach dem Zeiger seiner Uhr. Zwanzig Sekunden waren vergangen.

Die Spannung wuchs. Jetzt tönten leises Heulen und gurgelnde Laute aus dem Bohrloch. Ein plötzlicher Windstoß setzte ein.

Instinktiv blickte Sanders nach links und erstarrte einen Augenblick vor Schreck. Etwa zweihundert Meter östlich des Turmes stieg eine leichte Rauchsäule empor.

„Feuer!" schrie er und deutete dorthin.

Nagel begriff sofort und rannte mit Aufbietung aller Kräfte dem Rauche zu. Walter und zwei Arbeiter folgten etwas langsamer.

„Unerhört!" schrie Stefanescu wütend und wandte sich an Jorga. „Wußten die Leute nicht, daß es strengstens verboten ist, in der Nähe des Turmes Feuer anzuzünden?"

Das Gurgeln im Turme wurde zum Rauschen und Poltern.

„Ich habe vor einer Stunde nochmals allen Angestellten die Sicherheitsmaßregeln mitgeteilt und strengste Strafen bei Nichtbefolgung in Aussicht gestellt."

Seine letzten Worte wurden von einem zischenden Krachen übertönt. Eine braunschwarze Wolke drang aus allen Öffnungen des Turmes. Das Krachen verstärkte sich, Holzsplitter, Bretter und schließlich ganze Balken flogen in die Höhe, der Bohrturm verschwand in dunklem Gischt, und langsam, immer höher werdend, stieg eine schwarze Riesenfontäne, die Luft verfinsternd und verpestend, gen Himmel.

Nur der scharfe Westwind rettete die Zuschauer vor einem Guß des wilden, freigewordenen Öles.

„Alarm!" rief Stefanescu heiser.

Aber schon durchgellten die Sirenen des Werkes die ölschwangere Luft, um die Bergungsmannschaften herbeizurufen.

Sanders voll höchster Spannung, Stefanescu in fiebernder Angst blickten in die Richtung, wo Nagel verschwunden war. Die übrigen starrten in nervenpackender Erwartung auf die schwarze Ölsäule, die immer noch zu wachsen schien.

Ein rötlicher Schimmer mischte sich in das braunschwarze Gewölk.

„Eine gute Ölquelle", sagte Stratoff ruhig, „leider brennt sie bereits." Er liebte derartige Sensationen. Sein im Blutdunst Sowjetrußlands erhärteter Geist trank den Rausch gefahrvoller Augenblicke.

Jetzt leuchtete die Ölfontäne purpurn auf, und eine düsterrote Flamme schlug gen Himmel.

Sanders ergriff Lindas linke Hand und riß sie zur Seite.

„Fort!" schrie er. „Es geht ums Leben."

Alle prallten zurück und liefen hinter Sanders her, der mit raschen Sprüngen, Linda halb zerrend, halb tragend ins nächste Tal hinuntereilte. Schon schlug die Glutwelle der Stichflamme hinter ihnen her. Als sie auf dem Grunde der Senkung einen Augenblick Atem schöpften, brannte bereits das trockene Gras der Höhe, auf der sie soeben noch gestanden hatten. Hinter ihnen war der ganze Horizont von pechschwarzen Rauchwolken verfinstert, die stellenweise von blutigen Streifen durchsetzt schienen.

Stefanescu rannte weiter. Er hatte den ersten Schrecken überwunden. Jetzt galt es, das Rettungswerk einzuleiten.

Linda starrte mit weitgeöffneten Augen auf das gewaltige Schauspiel. Die Prinzessin schluchzte fassungslos und bebte am ganzen Körper. Sie behauptete, ihren linken Fuß verstaucht zu haben.

Stratoff teilte seine gierigen Augen zwischen Linda und der brennenden Ölquelle.

„Kommen Sie mit mir nach Rußland", sagte er leise. „Ich verspreche Ihnen Sensationen, gegen die das heutige Ereignis eine unbedeutende Farce ist."

Linda sah ihn groß an. „Vielleicht komme ich, wenn Sie sich mit einer Million Dollar an dem von mir erwähnten Unternehmen beteiligen."

Sanders übernahm jetzt die Führung.

„Ich schlage vor, zunächst unsere Autos aufzusuchen. Dann können wir weiter sehen."

„Die Autos werden wohl zerplatzt sein", meinte Stratoff spöttisch.

„Mein kostbarer Chinchillapelz!" klagte die Prinzessin.

„Eine schöne Frau wie Sie findet genug Freunde, die Ihnen den Verlust voller Freude ersetzen werden", meinte Stratoff.

Der anfängliche Lärm der Eruption und des beginnenden Brandes war einer fast beängstigenden Stille gewichen. Nur die schwarze Rauchwolke hatte sich immer höher geschraubt, wälzte sich schirmartig nach beiden Seiten und verfinsterte den halben Horizont, so daß die Sonne nur noch als matte, kupferrote Scheibe zwischen den dichten Schwaden erschien.

Sanders schritt neben Linda, Stratoff stützte die immer noch zitternde Prinzessin, die aber ihren verstauchten Fuß recht gut gebrauchen konnte.

Auf einem großen Umwege erreichten sie in zehn Minuten den Fahrweg. Hilfskolonnen der Nachbarwerke eilten heran, Wagen mit Rettungsgerät rasten herbei. Stickiger Staub, schwarzer Ruß und Ölgestank.

Die Prinzessin behauptete, nicht weiterzukönnen.

„Bleiben Sie mit den Damen hier", sagte Sanders zu dem Russen. „Ich werde die Autos suchen."

Aber Linda wollte mitgehen. So mußte Stratoff gegen seinen Willen bei der Prinzessin bleiben.

Bereits nach wenigen Minuten fanden sie die Autos unversehrt. Die Chauffeure hatten sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Ostland.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Von Reinhold Troitzsch.

(Schluß.) — (Nachdruck verboten.)

Da donnerten Zehntausende von Rossen heran. Die Erde bebte. Wiprecht und Eike hielten dicht nebeneinander. Der Braune war unruhig, der Rappe stand wie angewurzelt. Er kannte die Schwere des Augenblicks. Die Freunde reichten einander stumm die Hände. Da waren die Mongolen am jenseitigen Rande des Tales angelangt. Sie stutzten. Dann schickten sie als Angriffszeichen einen fürchterlichen Pfeilhagel auf das Christenheer. Jetzt entsandten die Fußvölker ihre Pfeile. Und im nächsten Augenblick waren die Streiter aneinander. Ein Wall von Speeren starrte den Anreitenden entgegen. Sie hieben sich mit Schwertern, Morgensternen und Schlachtäxten Bahn. Und so begann das Morden. Die Ritter waren in ihren Rüstungen und wegen ihrer besseren Bewaffnung den wilden Horden gegenüber im Vorteil. Jetzt waren auch Wiprecht und Eike im Kampf. Das grüne Fähnlein zeigte ihnen den Weg. Immer neuer Pfeilhagel sauste heran, immer neue Feindesscharen rasten herbei, soweit das Auge reichte: feindliche Reiter. Das Michaelisbanner rückte vor. Die Christen folgten. Furchtbar war der Kampf. Besonders schweren Stand hatten die Fußkämpfer. Sie waren den schnellen Reitern gegenüber im Nachteil: sie wurden überritten. Aber sie schlugen sich mit dem Mute der Verzweiflung. Der Herzog war im dichtesten Schlachtgedränge. Die tapfersten Ritter stritten an seiner Seite. Den zahlreichsten Angriffen aber hatte Hans von Sagan standzuhalten. Hoch wehte das Feldzeichen. Die Linke hielt den Schaft, und die Rechte wütete mit dem Langschwert grausam in den Reihen der Feinde. Was die Pfeile der Asiaten nicht erreicht hatten, das bedrohten jetzt ihre krummen Säbel. Zierotins Knappe sank vom Pferde. Immer gefährlicher wurde der Ansturm, dessen sich der Bannerträger zu erwehren hatte. Immer wieder schmetterte sein Schwert die kühnen Angreifer, die ihre Hand nach dem Heiligtum ausstreckten, nieder. Die Schlacht schien jetzt zum Stehen zu kommen. Herzog Heinrich war oft in Gefahr. Er kämpfte wie ein Löwe. Furchtbar wüteten die krummen Säbel in den Reihen der Fußvölker, am schlimmsten bei den Trupps des rechten Flügels. Hier kämpfte Klaus, und sein froher Mut verließ ihn auch heute nicht. Eike kam oft in Bedrängnis. Der Braune war ungebärdig, und Eike konnte mit dem kurzen Sax im Reiterkampfe nichts Rechtes anfangen. Da reichte ihm Wiprecht im wildesten Gedränge eine Stachelkeule herüber, die ein Fußknecht einem Gefallenen abgenommen hatte. Nun machte sich Eike mit mächtigen Streichen Bahn. Schon fingen die Reihen der schlesischen Reisigen an, sich zu lichten. Auch mancher Ritter sank vom Pferde. Da trug man auch den alten Rutze von Haynau aus dem Getümmel. Stundenlang wogte nun schon der Kampf. Am schlimmsten stand er auf dem Flügel der Deutschen. Die weit auslangende Schlachtfront der Feinde hatte den rechten Christenflügel umfaßt. Die Deutschen waren umgangen, und die Mongolen griffen jetzt im Rücken an. Da kam zuerst das Fußvolk ins Wanken. Dann gingen die Ritter rückwärts. Erxleben und Boten lagen auf dem Schlachtfelde. Ile von Groitzsch verlor die Hand und wurde aus der Schlacht geführt. Germer erhielt einen Pfeilschuß in die Wange. Er zog das Geschoß heraus und kämpfte weiter. Es war Mittag geworden. Da ging der rechte Flügel zurück. Der Herzog winkte einigen der schlesischen Herren, daß sie sich dorthin wenden und die Weichenden zum Stehen bringen sollten. Da verließen viele Schlesier das Mitteltreffen und suchten die rechte Flanke zu sichern; aber alle Mühe war vergebens.

Nahe dem Herzog wurde um das Banner erbittert gerungen; vier starke Mongolen drangen auf Hans von Sagan ein. Einer ergriff den Bannerschaft. Da durchschlug ihm Wiprecht den Arm. Zwei andere hieb Hans vom Pferde, da zerschmetterte der Letzte den Schädel des Ritterpferdes mit der Streitaxt. Das Roß sank zu Boden, der Reiter mit ihm, und der Held fand den Tod unter Rosseshufen. Hoch aber

wehte das Banner. Extubal von Zierotin hatte es ergriffen, und nun wurde der Kampf für seine Mannen schwerer und schwerer. Die Rückwärtsbewegung des rechten Flügels war in Flucht ausgeartet. Jetzt wankte auch der linke, der polnische Flügel. Hier setzte der Feind immer neue Scharen zum Kampfe ein. Immer dichter und dichter wurde der Ansturm. Noch hielt sich das Zentrum. Der Herzog stand aufrecht in den Bügeln. Sein brandroter Fuchs blutete aus schweren Wunden. Da löste sich in der Hitze des Kampfes sein Helmband, das Visier öffnete sich, und im selben Augenblick traf ihn ein Pfeil in die Wange. Er riß ihn heraus und hieb einen der auf ihn eindringenden Feinde vom Pferde. Im Sinken schlug dieser ihm den Helm vom Haupte. Da traf ihn der Säbelhieb eines Mongolen. Sterbend sank der hochherzige Ritter vom Roß. Vier oder fünf der Reisigen saßen ab, trugen die Leiche aus dem Gewühl der Schlacht und erreichten glücklich den rettenden Wald.

Im wütenden Ringen vernahm jetzt Eike einen frohen Zuruf an seiner Seite. Es war Klaus, der eines der ledigen Pferde bestiegen und sich jetzt als Reiter am Kampfe beteiligte, obwohl sein Gesicht über und über mit Blut bedeckt war. Die Sonne begann schon zu sinken, da griff wieder eine starke Hand nach dem Bannerschaft. Das Michaelisbild wankte. Zierotin griff mit beiden Händen zu. Auch Eike warf sich zum Schutze des Banners dazwischen. Drei Mongolen drängten heran. Da brach der Schaft. Herr von Zierotin stürzte mit dem Pferde, und Eike hielt das Banner in der Hand. Ein Axthieb hatte den kühnen Ritter betäubt. Reisige hoben ihn auf. Klaus legte ihn auf sein Pferd und brachte ihn in den Wald. Eike gab sogleich das Banner dem neben ihm kämpfenden Wiprecht, weil er der gewandteste Reiter war. Hoch wehte das Feldzeichen im Winde. Eike blutete aus mehreren Wunden, und sein Brauner hielt sich kaum noch aufrecht.

Als die Sonne den Horizont berührte, begann auch das letzte Häuflein der Christen zu wanken. Die Übermacht der Feinde war zu groß. Da riß auch Wiprecht seinen Rappen herum, und Eike tat es ihm nach. In dichten Scharen stürzten sich die Feinde auf die Fliehenden. In gewaltigen Sätzen erreichte der Rappe den Waldrand. Eike folgte ihm mit Mühe. Da gab's im Walde erbitterten Kampf. Sechs bis acht der feindlichen Reiter setzten den Fliehenden nach und drangen in den Wald ein. Hier war der Fahnenträger in bedenklichem Nachteil. Mehrmals splitterte der Schaft. Mit der Axt, die er einem der Gegner entrissen, verteidigte er sich grimmig und hatte schon zwei der Feinde niedergeschmettert, als Eike ihm ein donnerndes „Zurück!" zurief. Er wandte den Rappen noch einmal und sah jetzt vor sich eine Lichtung im Walde. Da schlug ihm der Bannerschaft die Eisenkappe vom Kopfe. Noch standen ihnen drei Heiden gegenüber. Den einen hieb Eike vom Roß; aber im selben Augenblick sank der Braune in die Knie und stürzte zu Boden. Mit Mühe schwang sich der völlig ermattete Reiter aus dem Sattel. Der eine der beiden Mongolen wandte sich zur Flucht, als Wiprecht jetzt auf ihn eindrang. Der Letzte holte zu einem fürchterlichen Schwerthieb aus, als Eike das Pferd des Gegners mit einem verzweifelten Schlage seiner Stachelkeule zur Erde streckte. Ein zweiter Hieb zerschmetterte den Schädel des Feindes. Der letzte Streich des Mongolen hatte Wiprecht das Haupt zerspalten. Sterbend sank er dem Freunde in die Arme.

Am Rande der Lichtung hielt Eike dem Freunde die Totenwache. Das Bannertuch verbarg er sorgsam. Am Morgen bettete er den Toten unter einer Linde zur letzten Ruhe. Mit unsäglichem Schmerz gedachte er der Lieben daheim. Und als er einen Blick auf die Lichtung warf, erstand ein altes Bild vor seiner Seele: Lindrode.

Dann bestieg er den Rappen und wandte sich dem Süden zu. Es galt ein vorsichtiges Reiten, denn versprengte Feinde irrten überall umher. Aber Eike kam glücklich nach Liegnitz. Als Herzog Heinrich in Breslau zu Grabe getragen wurde, deckte seinen Leichnam das Banner mit dem Bilde des Erzengels als Bahrtuch. —

Mehr als ein Jahr war seit der Mongolenschlacht vergangen. Es war um Johanni. In Strelno gab es Auferstehung, nicht nur seit Ostern her, nein, schon seit Jahresfrist. Da baute man ein neues Kloster. Josts Haus dicht an der Mauer der frommen Frauen war neuerstanden. Germer hatte gestern den letzten Dachsparren gezogen. Die Ernte stand gut, und Gottes Segen ruhte auf den Feldern. In den Gärten reiften die Beerenfrüchte, und die Blumen erstrahlten in schönster Pracht. Der Sommer spielte mit Saft und Kraft und malte mit tausend Farben. Es war Samstags zur Vesperzeit. Frigge war hinausgegangen, ein paar Möhren zu holen. Da grüßte sie Köpkin aus dem Nachbargarten. Auch sein Haus war am Wiedererstehen, es lag aber noch um vieles zurück. Was der jetzt immer an der Hecke zupfte, die seinen Garten von dem Frigges schied? Er trug sich aufrecht heute. Da sah ihn Frigge an und sah, daß er ein stattlicher Mann war. Sie dachte bei sich und mag's auch vor sich hingesprochen haben: Ich will ihm morgen Halleschen Brei mit Klößen kochen, das ißt er gern.

Todesangst.

Skizze aus dem Artistenleben von Karl Felden.

„Sie wollen wissen, welches die schrecklichsten Augenblicke meines an Gefahren und Abenteuern reichen Lebens gewesen —" erzählte der Artist Joe Willet: „Das war, wie ich in Warschau im Zirkus Skamonyi arbeitete. Da hing tatsächlich mein Leben einmal an einem Faden!

Ich arbeitete mit meinem Freunde Bill Herkomer Abend für Abend einen Luft-Akt hoch oben in der Kuppel des Zirkusgebäudes an schwebender Horizontalleiter, fünfzig Fuß über der Manege. Unsere Haupttricks waren, daß wir uns gegenseitig an Händen oder Füßen wie Bälle zuwarfen. Ein Schutznetz verschmähten wir; damals waren Artisten und Akrobaten, ebenso das Publikum noch starknerviger; wer fiel, der fiel und mochte in der einen halben Fuß mit Sägespähnen bestreuten Manege Hals und Beine oder das Genick brechen. Denn die wahre Kunst des Artisten besteht in der Geistesgegenwart und der Verachtung der Gefahr. Wenn ich weiß, daß ich zehn Schuh unter mir ein Schutznetz habe, brauche ich mir auf meine Tricks nicht allzuviel einzubilden!

Bill Herkomer war ein braver Kamerad, riesenstark, kaltblütig; wir konnten uns aufeinander verlassen, und er hätte eher sein eigenes Leben geopfert, als daß er mich in Gefahr im Stiche gelassen hätte. Artisten sind oft solidarisch und pflegen treue Kameradschaft, selbst unter Einsatz ihres Lebens! —

Seit einiger Zeit bemerkte ich, daß Bill meine Braut, die blonde Schulreiterin Ellen Stuart — wir waren verlobt und wollten binnen kurzem heiraten — oft mit eigentümlichen Blicken betrachtete; doch dachte ich nichts Arges; Bill war äußerlich als Weiberfeind bekannt und galt als ein Sonderling.

An jenem verhängnisvollen Abend, von dem ich erzähle, erschien Bill mir besonders ernst und wortkarg, fast düster, wie das so seine Art: ich beachtete es nicht.

Unsere Vorführungen nahmen einen guten Anfang; ja, ich hatte meine Freude an der Arbeit. Bill hing in der Kniebeuge am Ende der Schwebeleiter, ich am anderen. Nach rasenden Schwingungen fing ich im Fluge durch die Luft den von Bill in den Fäusten gehaltenen Knebel mit beiden Händen auf; so hingen wir tatsächlich zwischen Himmel und Erde, als einzigen Halt Bills herkulische Kniekehlen: ein Trick, der stets stürmischen Beifall beim Publikum auslöste.

Da — plötzlich zischte Bill mir zu: „Du — Joe! Ich will nicht, daß Ellen dein Weib wird! Himmel und Hölle, ich will nicht, hörst du?! Ich liebe sie rasend! Trenne dich von ihr, gib ihr dein Wort zurück, schwöre es mir! Sonst — im nächsten Augenblick liegst du zerschmettert unten!"

„Schurke!" ... Wie Todesschauer lief es mir eisig durch Mark und Bein ....

„Entschließe dich kurz; ich zähle bis drei ... Eins, zwei —"

Ich hatte keine Lust zu sterben.

„Meinetwegen! Ich verzichte auf Ellen. Nimm sie!" kam es hastig, halb unbewußt mir von den Lippen ..., „wenn sie dich will! ..." setzte ich in höhnischen Gedanken hinzu.

„Du — schwörst es, Joe?"

„Ich schwöre es! Doch ich sehe, Bill, ich habe mich in dir getäuscht, und es ist mir leid um dich — weniger um mich und Ellen ..."

Er murmelte etwas Unverständliches. Wir arbeiteten weiter; der Zwischenfall schien erledigt. Ich hatte Bill in rasendem Schwunge an den Fersen loszulassen, und er hing drüben wieder in der Kniebeuge.

Dann änderte sich die Szene: Bills muskulöse Hände ergriffen, während ich den Luftsprung machte, mit absoluter Sicherheit meine Fußsohlen, ein gewaltiger Ruck erschütterte das Gerät über uns; so hingen wir eine Weile regungslos, umtost vom Beifall der Menge.

Da hörte ich Bill über mir ächzen: „Hilf Himmel, Joe! Ein Krampf! Ich kann nicht mehr — ich muß — dich fallen lassen — —!"

Plante er eine neue Schurkerei? ...

„Ist das dein Versprechen, Elender?" wisperte ich zurück. „Gott verdamme dich und mich! ..." Mir drohte es schwarz vor den Augen zu werden.

„Bei Gott, Joe!" stöhnte er wieder, „ich spreche die Wahrheit, ein Krampf in den Kniekehlen, wie ich ihn noch nie erlebt. Gott helfe dir, ich kann nicht mehr, du — wir beide — sind verloren —"

Ich fühlte, er sprach die Wahrheit; seine Hände wurden eiskalt.

„Bill, bei unserer Freundschaft," wimmerte ich, — „halt aus, halt aus!" — Ich blickte nach oben, sein Gesicht war gräßlich entstellt, Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn, ab und zu erschütterte ein krampfartiges Zittern seinen mächtigen Körper ... Wie lange hielten mich noch seine Hände, die sich langsam zu lösen schienen? ... All' dies Furchtbare kann ich nicht so rasch erzählen, wie es geschah.

Da flüsterte Bill, und seine Hände knirschten hörbar: „Joe, schnell! mach' mit den Beinen den Untergriff um meinen Leib und zieh dich empor bis zur nächsten Sprosse, aber schnell, sonst — — dann werde ich versuchen, meine Füße aus der Schlinge in die Kniebeuge zu bringen —"

Ich tat, wie er geheißen — ein letzter verzweifelter Versuch, ein furchtbares Stück Arbeit in gegenseitiger Todesnot. ... Es gelang! Meine Gelenke und Muskeln krachten, es war, als würde mir dabei das Rückgrat zerbrochen.

Oben in der Leiter warf man von unten mir das Klettertau entgegen, aber nicht eher machte ich davon Gebrauch, bis ich sah, daß auch Bill sich gerettet hatte. Der Schweiß floß in Strömen ihm das aschfahle Gesicht hinab. Endlich war auch ihm das fürchterliche Werk gelungen. Kaum hätte ich's für möglich gehalten; denn tausendfältig hing sein Leben an der zitternden Fußsohle, an seinen im Krampf fliegenden Beinen! Bill war in diesen Augenblicken ein Übermensch, ein Gigant; seine Willenskraft hatte etwas Unheimliches.

Schließlich waren wir beide unten. Diese unerhörten Zwischenfälle waren seltsamerweise ganz unbemerkt geblieben.

Bill hatte tatsächlich mir das Leben gerettet! Er hätte im nackten Selbsterhaltungstrieb mich nur fallen zu lassen brauchen, um sein eigenes, schon halb verlorenes Leben schnell in Sicherheit zu bringen. — —

Später, im Restaurant, standen wir uns unter vier Augen gegenüber. Noch bebte sein Riesenkörper von den überreizten Nerven- und Muskelanstrengungen, und seine ehernen Züge waren noch leicht verzerrt. Dort sanken wir uns gegenseitig an die Brust, während Ellen, meine Braut, die dazukam, verständnislos unserem Beginnen zusah. Einige Kognaks brachten uns vollends wieder auf die Beine.

„Joe! — ich war ein Schuft — wegen Ellen! Verzeihe mir!" raunte er, während eine Träne ihm über das eiserne Gesicht kullerte.

„Du — guter Kerl!" murmelte ich, ihm zärtlich über die feuchte Wange streichend.

Von unserem verrückten Handel war natürlich keine Rede mehr. Ellen wurde die meine. Doch Bill und ich blieben die besten Freunde; was sag' ich, wir waren Brüder und konnten in Tod und Not uns auf einander verlassen.

Bald aber trennte uns das Leben, die Kunst — der Tod! Bill Herkomer ruht längst im Grabe. In Amerika, irgendwo in einem großen Varieté ereilte ihn das Akrobatenlos, das mir vielleicht noch bevorsteht: er stürzte ab. Glatter Halswirbelbruch! Und mit ihm verlor ich den besten Freund und Menschen, den mein Herz je besessen, außer meiner blonden Ellen!" schloß der Akrobat seine Erzählung.

Artistenschicksal!

Bunte Chronik

*** Wie Städte riechen.** Ein Blinder, der eine Reise um die Welt machen würde, könnte erstaunliche Mitteilungen über die verschiedenen Gerüche machen, die er in den einzelnen Städten der Welt gefunden. Er würde als ganz selbstverständlich feststellen, was der Sehende nur dunkel ahnt: daß nämlich jede Stadt ihren eigenen besonderen Geruch hat. Er würde mit seiner Nase London deutlich von Berlin und Paris von Rom unterscheiden können. Die nähere Bezeichnung dieser spezifischen Stadtgerüche ist freilich recht schwierig. Man kann viel eher sagen: Berlin riecht ganz anders als Rom, als daß man nun genau anzugeben vermag, worin dieser Unterschied besteht. Ein Weltreisender hat sich kürzlich mit dem Geruch der Großstädte näher beschäftigt und teilt seine Beobachtungen mit. Danach hat Paris einen Geruch, der aus Kaffee, warmem Brot und Parfüm gemischt ist. Sofort, wenn der Reisende auf der Gare du Nord aufkommt, steigt ihm diese eigentümliche Geruchsmischung in die Nase. London soll nach Petroleum und Kohlendunst riechen, aber der Geruch ist nicht so feststehend wie der von Paris, sondern es wirken noch manche „Untergerüche" mit, die den charakteristischen Londoner Geruch bestimmen. Das „Aroma" von Paris hat nach den Angaben dieses Kenners eine nervenstärkende, erfrischende Wirkung, die viel zu dem freundlichen und belebenden Eindruck der „Sonnenstadt" beiträgt. Das Londoner Aroma ist lange nicht so angenehm. Berlin riecht nach diesen Feststellungen nach einem Gemisch von „Petroleum, altem Leder und schlechtgepflegten Pferden". Der Geruch von Rotterdam wird als der von „starkem Kaffee und stehendem Wasser" beschrieben. Kairo soll nach schwitzenden Eseln und Kamelen duften. Je mehr man in Europa nach dem Süden kommt, desto schwieriger ist es, den spezifischen Geruch einer Stadt festzustellen, denn schon in Italien herrscht vielfach eine große Sinfonie von scharfen Gerüchen, die den charakteristischen Duft übertäuben. Aber auch in Rom spielt der Kaffeegeruch eine wichtige Rolle, der dem eigentümlichen italienischen „Caffé espresso" eigen ist. Im Orient wird man von immer heftigeren Angriffen auf die Nase heimgesucht, so daß der „Geruch" einer Stadt in einen Gestank übergeht, der nicht mehr für den einzelnen Ort, sondern für ein ganzes Land bezeichnend ist.

*

*** Wo bleibt das Gold?** Angesichts der nicht unbeträchtlichen Goldproduktion einzelner Länder (allein die Transvals beträgt durchschnittlich jährlich 35—37 Mill. Pfd.) ist die Frage nach Verbleib der Goldvorräte der Erde nicht uninteressant. Es ergibt sich, daß die Hälfte allen Goldes jährlich für kunstgewerbliche Zwecke und für Schmuck verbraucht wird. Eine Menge Gold wird auch von den Zahnärzten verbraucht. Nach einer kürzlich veröffentlichten amerikanischen Statistik benötigen sämtliche Zahnärzte der Welt jährlich etwa eine Tonne Gold für Zahnfüllungen. Eine beträchtliche Menge Gold geht auch durch Abnutzung der Goldmünzen verloren. Besonders die Bank von England stellt fortwährend Gewichtsverluste der englischen Goldmünze fest. Man schätzt allein diese Verluste auf 1¼ Millionen Dollar jährlich. Aber auch auf andere Weise ist viel Gold verloren gegangen. Die Priester von Peru haben schätzungsweise mindestens für 10 Millionen Dollar Goldschätze vor der Eroberung des Landes begraben, um sie nicht in die Hände der Fremden fallen zu lassen. Hiervon ist bis jetzt noch nichts wiederaefunden worden. Bekanntlich bargen auch die altägyptischen Königsgräber zum Teil sehr wertvolle Goldschätze.

*

*** Deponierte Särge.** Es scheint, daß Frauen ein viel größeres Interesse an den Einzelheiten ihres Begräbnisses haben als Männer. Sie sorgen viel eifriger dafür, sich eine passende Begräbnisstätte zu sichern, und legen Wert darauf, in einem Sarg begraben zu werden, den sie selbst ausgewählt haben. So wird von einer Witwe berichtet, die 20 Jahre hindurch auf ihren großen Reisen stets ihren Sarg mit sich führte, um stets die letzte Heimstätte bei sich zu haben, in der sie neben ihrem Gatten beigesetzt werden wollte. Auch Sarah Bernhardt hat jahrelang auf ihren Gastspielreisen ihren Sarg mit sich geführt und soll sogar darin aeschlafen haben — eine Vorliebe, die bei ihr freilich wohl mehr aus Reklame- als aus Gefühlsgründen zu erklären war. Daß solche Fälle nicht vereinzelt sind, beweist die Mitteilung eines Londoner Blattes, der zufolge in einem Begräbnisinstitut in London zahlreiche Särge deponiert sind, die Damen für den Fall ihres Todes gekauft und vorläufig hier eingestellt haben. Es sind zum großen Teil kostbare Sarkophage, die aus edlen Holzarten gefertigt, aus Elfenbein geschnitzt und mit reichem Schmuck verziert sind. Die Damen haben genaue Bestimmungen darüber getroffen, wie die Särge für ihr Begräbnis noch ausgeschmückt werden müssen. „Die Besitzerinnen kommen nicht selten, um diese ihre letzten Ruhestätten zu besichtigen," erklärte der Vorsteher dieses eigenartigen Depots, „und sie sind überaus besorgt, daß sie auch wirklich in den Särgen begraben werden." „Den Begräbnis-Instituten ist nicht zu trauen," erklärte eine der Damen. „Aber ich würde vom Tode erwachen, wenn man es wagen sollte, mich in einen anderen Sarg zu legen und in ein billiges Leichenhemd zu kleiden."

*

*** Moderne Wikinger.** Eine kühne Fahrt haben drei Norweger unternommen. Sie fuhren am 7. Juni in einem kleinen Segelboot von Christiania ab, um über die Färöer, Island und Grönland Amerika zu erreichen. Nachdem man längere Zeit nichts von ihnen gehört hatte, so daß man schon um ihr Schicksal besorgt war, sind sie jetzt in Neuschottland angekommen. Ihr Boot hatten die Segler „Leif Erikson" genannt, nach dem kühnen Wiking, dem der Ruhm zukommt, schon um das Jahr 1000 Amerika entdeckt zu haben.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.